Zeitschrift: Zeitschrift für öffentliche Fürsorge : Monatsschrift für Sozialhilfe : Beiträge und Entscheide aus den Bereichen Fürsorge, Sozialversicherung, Jugendhilfe und Vormundschaft

Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe

Band: 79 (1982)

Heft: 4

Artikel: Interdisziplinarität der Heimerziehung

Autor: Gschwind, Ulrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-838680

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sollte, aktiven Anteil an der Konferenzarbeit zu nehmen und sich für die Übernahme von Chargen bereitzufinden. Vielen Dank zum voraus!

Der Berichterstatter:
Rudolf Mittner, Präsident der SKöF, Chur

Interdisziplinarität der Heimerziehung *

Von Dr. Ulrich Gschwind, Chef des Amtes für Kinder- und Jugendheime der Stadt Zürich

Wenn Sie als Neuzuzüger in einer grossen Stadt einen Hausarzt suchen, wird Ihnen das Problem des modernen Wissenschaftsbetriebes schlagartig bewusst. Da Sie als Nichtmediziner nicht wissen oder nicht wissen dürfen, was Ihnen fehlt, suchen Sie einen sogenannten Hausarzt. Sie öffnen das Telefonbuch und erleben, dass Ihr Organismus, zwar ein aus kybernetischer Sicht eng zusammenhängender Komplex von verschachtelten Regelkreisen, vor Ihren Augen auseinandergerissen wird. Die Allgemeinpraktiker sind eher rar, die Ärzte FMH für innere Medizin überlassen Ihnen die Wahl, ob Sie nun Lunge, Kreislauf, Magen, Dickdarm, Haut oder Nieren fachkundig behandeln lassen wollen. Wehe aber, wenn Sie glauben, an mehr als einem Organ sei etwas nicht in Ordnung! Je nachdem, wie Sie, gestützt auf Ihre Alltagstheorien über den eigenen Körper, auf den Sie ja ein gewisses Recht haben, die Wahl treffen, geht dann die Behandlung schwerpunktmässig in die eine oder in die andere Richtung. Ist das Leiden komplexer Natur, treten Sie den vielleicht langen Marsch durch den Garten der Fachgebiete an.

Die für die Medizinerausbildung Verantwortlichen sind sich des Problems natürlich bewusst und suchen nach Lösungen, ebenso die praktizierenden Ärzte. Es gibt wieder einen Hausarzt FMH, Gemeinschaftspraxen entstehen, und das Wort «psychosomatisch» ist vom Schimpfwort immerhin schon zum Fremdwort geworden. Bestehen bleiben jedoch zwei Hürden, die Ihnen, die Sie sich fragen, wieso ich über Medizin statt über Heimerziehung schreibe, wohlbekannt sind:

1. Der Kenntniszuwachs auf allen Gebieten der Wissenschaft verlangt nach Spezialisierung, kann doch nur noch der Spezialist sein Gebiet bis ins einzel-

ne kennen. Allerdings wird das einzelne Fachgebiet immer kleiner, der Kenntnisstand pro Gebiet dafür immer grösser, und die Frage drängt sich auf, wo der Schnittpunkt zwischen diesen beiden Entwicklungslinien liegen soll.

2. Die Randbedingungen, unter denen der Beruf ausgeübt wird, honorieren das Spezialwissen mehr als den breiten Überblick: Eine Spezialuntersuchung ist kostendeckend, eine ausführliche Anamnese durch den Hausarzt für ihn ein Verlustgeschäft, wenigstens im Lichte der Krankenkassentarife.

Und nun weg von der Medizin. Die Sachlage ist überall dieselbe, das Spezialistentum hat den Juristen ebenso erfasst wie den Handwerker, den Sonderschullehrer wie den Sozialarbeiter. Die Folgen sind vielfältig:

- Die fächerübergreifende Problemsicht kommt mehr und mehr Menschen abhanden, und dies zu einer Zeit, wo fächerübergreifende Fragestellungen von grösster Bedeutung anstehen: Ökologie, psychosomatische Krankheiten, gesellschaftlicher Wertwandel, Städtebau, Erziehung und anderes mehr.
- Die einzelnen Agenten in den verschiedenen Systemen, sei es des Wissenschaftsbetriebs, der beruflichen Ausbildung, der Verwaltung, der Politik drohen den Überblick, ja die Verantwortung fürs Ganze zu verlieren zugunsten einer Teilkompetenz, die zwar die Einzelfrage löst, vor komplexen Mechanismen jedoch kapituliert. Sie grenzen dann mit einem wohlverständlichen Selbstverteidigungsreflex ihren Kompetenzbereich ab und fühlen sich nicht zuständig.
- Die Objekte wissenschaftlicher oder beruflicher Kompetenz – und vielleicht dann und wann auch ihre Subjekte – stehen ratlos vor einem für sie undurchschaubaren und somit bedrohlichen Räderwerk, dessen Verzahnungen sie nicht sehen und dessen Sinn ihnen nicht greifbar erscheint. Die heute weitverbreitete Wissenschaftsfeindlichkeit in der Bevölkerung ist mindestens teilweise eine Folge dieser Tatsache.
- Es wird immer wieder – wohl nicht ganz zu Unrecht – behauptet, das erwähnte Spezialistentum sei eine der Triebfedern gesellschaftlicher Unrast, Unzufriedenheit und Lethargie. Bedenkt man, wie mancher Arbeitnehmer am Fliessband eine Verrichtung ausübt, deren Sinn in einem höheren Gesamtzusammenhang ihm unbekannt ist, wie ganze Berufsgruppen Arbeiten verrichten, die an sich sinnentleert scheinen, für das Funktionieren eines Systems jedoch von eminenter Bedeutung sind, wie selbst Politiker hie und da Entscheide treffen, über deren sekundäre Auswirkungen sie sich nicht im klaren sein können, wie Juristen Gesetze schaffen, die in der Praxis dann ganz anderes bewirken, als man eigentlich wollte, kann man bei hinreichendem Pessimismus zur Vermutung gelangen, die Aufteilung von zusammenhängenden Funktionen auf die verschiedensten Teilausübenden gehe nicht folgenlos über die zum Glück ja recht anpassungsfähige menschliche Spezies hinweg und bewirke Resignation, Auflehnung oder Revolte bei den differenzierteren ihrer Opfer. Wenn 1984 nur noch die Maschine in der Lage wäre, komplexe Funktionen zu beherrschen, wäre das ein Fort- oder ein Rückschritt?

Nun ist es ja einfach, Missstände zu kritisieren, und beschwerlich, Lösungen anzubieten. Anhand der Aufgabe der Kindererziehung sei im folgenden versucht, einige Lösungsansätze aufzuzeigen.

Die Familie als interdisziplinäre Institution der Erziehung

Das typische Elternpaar der heutigen Kleinfamilie, allenfalls unterstützt durch Grosseltern und Freunde, erfüllt seinen Auftrag gestützt auf die vielfältigsten Kompetenzen: Man ist Säuglingsschwester, Erzieher, Krankenschwester, Psychologe, Handwerker, Theologe, Raumpfleger, Koch, Verwaltungsangestellter, Buchhalter, Lehrer, Unterhalter u. a. m. Eltern versuchen also zwangsweise, einer zunehmenden Spezialisierung entgegenzuwirken, indem sie in enormer Breite tätig sind, jedoch bezüglich Fachkenntnisse wenig Tiefgang aufweisen. Es ist erstaunlich, dass ein solches System überhaupt funktionieren kann, aber es kann, obwohl die Eltern jeweils höchstens in zwei, dreien dieser Berufe eine Ausbildung haben.

Nun erfüllen ja Eltern nicht nur verschiedenen Berufen zuzuordnende Funktionen. Als Erzeuger ihrer Kinder verbindet sie mit diesen in der Regel jenes geheimnisvolle Band der Liebe, deren das heranwachsende Kind nach Ansicht der meisten Sozialpsychologen und -psychiater so sehr bedarf. Anderseits sind sie Machthaber mit einem Kompetenzbereich, der einen erschaudern lassen kann, besonders wenn man sich der etwas langweiligen, aber dennoch empfehlenswerten Lektüre des einen oder andern Buches von Alice Müller unterzogen hat und dort staunend liest, dass schon die erwähnte Liebe meist nichts als subtil-perfide Ausbeutung des wehrlosen Nachwuchses sei. Für das Kind viel mehr als für seine Eltern ist die Familie somit eine Schicksalsgemeinschaft, die für sein Gedeihen oder Verderben von ausschlaggebender Bedeutung ist. Das elterliche Erbgut, das, wie Szondi gezeigt hat, sich weit über den physischen Bereich hinaus bemerkbar macht und reproduzieren will, die elterlichen Konfliktverarbeitungsmöglichkeiten, ihr materielles und seelisches Wohlbefinden, ihre Liebesfähigkeit und andere Faktoren entscheiden darüber, ob sich das Kind positiv oder negativ entwickelt, d. h. diejenigen Persönlichkeitseigenschaften und Kompetenzen erwirbt, die es zur Bewältigung des Lebens braucht.

Es ist also keineswegs so, dass die Existenz einer Familie allein schon eine günstige Entwicklung der in ihr lebenden Kinder gewährleistet, eine Binsenwahrheit, die immer wieder denjenigen in Erinnerung gerufen werden sollte, die da behaupten, eine schlechte Familie sei immer noch besser als ein gutes Heim. Obwohl ich selber Mitglied einer Kleinfamilie bin, möchte ich solchen Pauschalurteilen gegenüber entschiedene Vorbehalte anmelden, dürften da doch zwischen Ideal und Wirklichkeit etwelche Lücken klaffen. Ohne Walzgold auf die gute alte Zeit auflegen zu wollen, glaube ich, dass sich die Randbedingungen für das Funktionieren der Kleinfamilie in den letzten dreissig Jahren gewaltig geändert haben, vor allem in städtischen Biotopen. Die ständig ansteigenden Lebenshaltungskosten führten dazu, dass zunehmend beide

Elternteile einem Erwerb nachgehen mussten, die Bodenpreisentwicklung führte zu immer kleineren Wohnungen, ohne Raum für Spiel, Kameraden und Grosseltern; die wachsende Aktivität von Miterziehern aller Art wie Medien, Peer-groups, Erziehungsliteratur usw. vervielfachten das Angebot an Wertvorstellungen und gleichzeitig die Verunsicherung der Eltern im pädagogischen Bereich. Fernsehen und erwachsenenbezogene Freizeitindustrie absorbieren die Eltern in einem Masse, das der Pflege einer familiären Atmosphäre und den Kontakten mit den Kindern weniger und weniger Zeit lässt, die immer härtere Beanspruchung der Väter durch die berufliche Karriere führte vielfach zu vaterlosen Erziehungsgemeinschaften, getragen von überforderten Müttern. Die kleine Kinderzahl von einem bis zwei liefert den Nachwuchs der elterlichen Befindlichkeit intensiver aus, als es in der Grossfamilie von einst der Fall war. Mehr und mehr jüngere Eltern oder potentielle Väter und Mütter erkannten diese Entwicklung und suchten, ja suchen nach Alternativen. Grossfamilien, Wohngemeinschaften entstanden, das Aussteigerphänomen greift bereits im Mittelstand um sich, die Familie, nicht in der klassischen Konstellation: Mutter, Vater, eines bis drei Kinder, sondern im Sinne einer recht weitgefassten Definition, rückt in neuester Zeit wieder vermehrt ins Zentrum des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Interesses. Das Heim als Alternative, obwohl auch es grosse Wandlungen durchgemacht hat und durchmachen wird, bleibt indes nach wie vor in weiten Kreisen geächtet, verschrien als anonyme Zuchtanstalt ohne menschliche Wärme, unfähig, dem Kind den Lebensraum zu bieten, den es für eine gesunde Entwicklung braucht. Vergleichende Studien repräsentativen Ausmasses von Karrieren Jugendlicher, die in schlecht funktionierenden Familien, in Pflegefamilien oder in verschiedenen Heimtypen aufgewachsen sind, fehlen meines Wissens, weil methodisch schwierig und nur interdisziplinär zu bewältigen. Die naive Theorie oder eine zufällig schlechte Erfahrung bei einer Heimplazierung tritt an die Stelle soliden Wissens und bestimmt das Verhalten vieler Versorger zusammen mit dem allmächtigen Kostenfaktor.

Spezialisierung im Heim

Die geistigen Almosen, die Thomas von Aquin den sieben geistigen Mängeln zuordnet, sind: Belehrung der Unwissenden, Beratung der Zweifelnden, Trostspende an die Trauernden, Üben von Verzeihung gegenüber den Aggressiven, Ertragen der Lästigen und der Schwierigen, Beten für alle. Viele dieser Akte der Gottesliebe, getätigt am Nächsten, sind heute beruflich ausgeübte Funktionen im Rahmen eines ausgebauten Systems sozialer und persönlicher Dienstleistungen: Der Lehrer belehrt die Unwissenden, der Sozialpädagoge berät, tröstet, verzeiht, erträgt oder betet gar einmal. Wurden diese Tätigkeiten in früheren Jahrhunderten, etwa in den Kongregationen und Gesellschaften der Salesianerinnen, der Lazaristen oder der Vinzentianer, hauptsächlich zur Erhaltung und Verbreitung des katholischen Glaubens unter den Jugendlichen der Grundschicht von Leuten praktiziert, die unter Hintanstellung per-

sönlicher Bedürfnisse der aufopfernden Hingabe oblagen, änderte sich diese Einstellung im frühindustriellen Zeitalter rasch. Armut wurde nun negativ verstanden als Ausdruck persönlichen Versagens und nicht mehr als schicksalshafte Fügung; die Erziehung zur Arbeitsamkeit durch Arbeit wurde zur Devise für Waisen- und Arbeitshäuser in ganz Europa. Schon Pestalozzi grenzt konsequenterweise die Erziehung von Kindern und Jugendlichen in der Armenerziehungsanstalt ab von der Erziehung verwahrloster und delinquenter Erwachsener. Die moderne stationäre Jugenderziehung setzt ein.

Der Armenlehrer des 19. Jahrhunderts hat mit Normaleltern insofern einiges gemeinsam, als er Lehrer, Erzieher, Therapeut und Verwalter in einem, also für den Unterricht *und* die ausserschulische Sozialisation und Erziehung der Kinder zuständig, ist und das Leben mit ihnen vollständig teilt. Bald schon drängt sich aber eine funktionelle Differenzierung auf. Schon 1839 beginnt Wichern innerhalb der Brüderschaft am Rauhen Hause zwischen Erziehungsgehilfen (heute Gruppenerzieher), Arbeitsgehilfen (heute Arbeitserzieher) und später noch Schulbrüdern (heute Heimlehrer) zu unterscheiden. Im 20. Jahrhundert dann, sei es im Zuge der Frauenbewegung, sei es im Rahmen der Jugendbewegung, machte sich die Auffassung breit, dass es jenseits von Familie und Schule einen öffentlichen Aufgabenbereich mit eigenem pädagogischen Charakter gebe, der eigener Einrichtungen und entsprechender Fachleute mit qualifizierter Ausbildung bedürfe. Dem bisherigen Prototypen beruflich betätigter Pädagogik, dem Lehrer, wird ein neuer, nicht unterrichtlich pädagogisch tätiger Berufstyp zur Seite gestellt: der Sozialpädagoge.

Arbeiteten zu Zeiten des Lehrerüberflusses und als Folge des erwähnten früheren Doppelberufs in den Erziehungsheimen hauptsächlich Lehrer als Erzieher, ergab sich nach 1950 im Gefolge des akuten Lehrermangels eine schwierige Situation: Die unterrichtlichen und ausserschulischen Funktionen in den Heimen mussten endgültig getrennt werden, womit sich eine langfristig angelegte Konzeption der Fachausbildung für spezialisierte Heimerzieher aufdrängte.

Heute stehen wir in der Heimerziehung vor derselben Situation wie die Mediziner, deren Probleme der fächerübergreifenden Gesamtschau meinen Ausführungen als Illustration dienten: Die Spezialisierung, im zu verhindernden Extremfall die Zersplitterung der erzieherischen Tätigkeit. Sie ist sowohl vertikal als auch horizontal festzustellen.

Vertikal: das Heim ist von der paternalistisch geleiteten «Grossfamilie» zum hierarchisch gegliederten Betrieb mit Linien- und Stabsfunktionen aller Art geworden. Die entsprechenden Folgen wie Diskrepanzen zwischen der inneren Einheit des pädagogischen Geschehens und der funktionellen Rangordnung im Organisatorischen und seinen zum Teil – leider – pädagogik-feindlichen Eigengesetzlichkeiten blieben nicht aus. Man denke dabei nur etwa an das leidige, wohlbekannte Problem der Arbeitszeit und erinnere sich an den Satz in Kupfers «Einführung in Theorie und Praxis der Heimerziehung», der lapidar sagt: Wer eine 40-Stunden-Woche (das Buch bezieht sich auf die BRD) in der Heimerziehung durchführt, handelt unpädagogisch (S. 104). Allerdings handelt auch unpädagogisch, wer den bekanntlich grossen Belastun-

gen ausgesetzten Erzieher unter Berufung auf die diakonische Selbstlosigkeit im Betrieb verheizt, nur weil es schwierig ist, ihm die dringend nötige Erholungszeit zu gewähren.

Horizontal: Erzieher, Lehrer, Arbeitserzieher und verschiedene ambulant tätige Spezialisten reichen sich die Zöglinge im Verlauf des Tages nach einem genau festgelegten Turnus gegenseitig weiter. Das Kind kommt vom Früherzieher zu Lehrern und Erziehern für die Unterstufe, die Mittel- und Oberstufe, gegliedert nach Sonderklassen, dann in die Hände von Spezialisten für Jugendliche und junge Erwachsene. Aus dem Heim entlassen, betreuen es Animatoren und Freizeitpädagogen und, wenn es mit dem Stempel «unauffällig» versehen, seine sogenannte aktive Lebensphase erfolgreich abgeschlossen hat, gelangt es unter die Fittiche der sich mehr und mehr spezialisierenden Gerontagogen.

Im modernen Heim kümmern sich medizinisches, Lehr-, Hauspersonal, Psychologen, Therapeuten, Freizeitpädagogen, Sozialarbeiter, Arbeitserzieher, Administratoren neben dem eigentlichen Heimerzieher als integrativer Figur um das Kindeswohl.

Ohne Zweifel kann, ja muss der Sozialpädagoge aus diesem Angebot Profit für seinen Zögling ziehen. Dies gelingt ihm aber nur, wenn er kraft seiner Kompetenz und seines Überblicks in der Lage ist, die drohende Zersplitterung des Hilfeleistungsprozesses in eine wirksame Synthese umzuwandeln. Es ist jedermann klar, dass der Heimlehrer das Kind wohl unterrichten kann, dass aber der Erzieher seinen Lernprozess fördern und unterstützen muss, wenn der Unterricht optimal Frucht tragen soll. Diese enorm schwierige Aufgabe des Heimerziehers oder Sozialpädagogen erfordert Koordination aller Hilfeleistungen am Kind, enge Zusammenarbeit der Beteiligten, gegenseitiges Verständnis ohne berufsspezifisches Prestigedenken und, wie jede effektive Zusammenarbeit, Zeit. Gerade diese aber fehlt mehr und mehr im modernen Erziehungsheim mit seinen Gruppen von 9 bis 12 Kindern oder mehr, mit seinen personellen Restriktionen und der immer schwierigeren Klientel. Darüber hinaus ist aber jede Zusammenarbeit an eine Atmosphäre des gegenseitigen Verständnisses und Vertrauens gebunden und diese wiederum an eine gewisse Kontinuität im Mitarbeiterstab. Gerade hier aber besteht eine der wesentlichen Schwachstellen der Heimerziehung. Man weiss, dass die Personalfluktuationen in den Institutionen der stationären Erziehung eine Dynamik erreicht haben, welche nicht nur der beschriebenen Zusammenarbeit, sondern dem Kindeswohl abträglich sein kann. Es dürfte auf das erwähnte, bedauernswerte geringere Sozialprestige gerade des Erziehers in der Öffentlichkeit zurückzuführen sein, dass sie bei den Sozialpädagogen, den Vertretern der Erster-Grad-Strategien, heute einfach zu gross ist. Wie soll das Kind in seiner Gruppe eine Situation des Zusammenlebens erfahren, sich zu Hause fühlen, Versorgung, Aufnahme, Umgang und Entspannung positiv erleben, wenn seine zentralen Bezugspersonen rasch wechseln; kann sich in einem solchen Klima eine «normale» Erziehungssituation entwickeln, deren das gestörte Kind bedarf?

Ich betone, dass es mir fernliegt und falsch wäre, das Heim der Familie

gleichzustellen. Es kann die Familie nicht simulieren, kann aber Distanz von ihr bieten, Freiraum für Neubeginn und Neubesinnung. Folgende Parallele zwischen der Funktion des Erziehers und der Eltern sei mir dennoch gestattet: Beiden werden die erwähnten hochspezialisierten Erziehungshilfen geboten, den einen ambulant und nach freiem Ermessen benützbar, den andern eher obligatorisch. Beide müssen diese in den Erziehungsprozess integrieren. Und nicht zuletzt werden beide für ihren Einsatz von der Gesellschaft gleichermassen sanktioniert, nämlich mit Gleichgültigkeit. Die berühmte Frage an die nicht berufstätige Mutter zweier schulpflichtiger Kinder: «Was, Sie arbeiten nicht?» ist auch dem Heimerzieher ihrer Grundhaltung nach wohlbekannt. Sie ist weder auf dem Vehikel gewerkschaftlicher Organisation noch über die Berufung auf den Lohnarbeitscharakter erzieherischer Tätigkeit aus der Welt zu schaffen, sondern nur dadurch, dass die ausserschulische pädagogische Leistung am häuslichen Herd, im Heim und anderswo endlich die Anerkennung erfährt, die sie heute mehr denn je verdient.

Gerade in diesem Zusammenhang ist der Heimlehrer in einer komfortableren Lage als der Erzieher, der Lehrer angesehener als die Mutter. Er hat einen staatlich anerkannten, fest umrissenen pädagogischen Auftrag. Jedermann weiss, dass die von ihm vermittelten Kompetenzen den Schüler weiterbringen, wenn er ebenfalls staatlich anerkannten Leistungsnormen entspricht, die man erst noch so schlecht und recht messen kann. Der ausserschulische Erziehungsauftrag hingegen ist schwammig definiert, enorm breit angelegt und wird wohl von jedem Individuum etwas anders verstanden. Alles ahnt zwar, dass da irgend etwas für das Kind Bedeutsames geschieht. Aber was? Wie? Mit welcher Finalität? Allein schon das Wort «Erziehung» ist unheimlich vieldeutig, wird vom Anthroposophen etwa ganz anders verstanden als vom Marxisten. Soll auf etwas hin erzogen werden und dann auf was? Soll das Kind sich frei entfalten und dabei lediglich geführt werden? Hier scheiden sich die Geister und werden sich nie finden.

Schule und Erziehung im Heim

Im Kinder- und Jugendheim werden Schule und ausserschulische Erziehung oft unter demselben Dach betrieben. Es sind also im Kanton Zürich für Heime mit Schulen zwei Ämter zuständig. Diese Arbeitsteilung bestand, wie ich weiter oben kurz angeführt habe, nicht immer. Sie ist eine erste Frucht der beruflichen Spezialisierung, dieser bedeutungsvollen und gleichzeitig gefährlichen Errungenschaft der Moderne.

Art. 1 des bernischen Schulgesetzes verlangt, dass die Schule die Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder zu unterstützen habe. Wenn auch grundsätzliche Unterschiede, z. B. auf der affektiven Ebene, zwischen den Eltern einer Normalfamilie und dem Sozialpädagogen, bestehen, könnte der erwähnte Satz, der mir aus grundsätzlichen Überlegungen immer gefallen hat, für die Heimerziehung etwa so lauten, dass die Heimlehrer und die Sozialpädagogen bei der Erziehung der ihnen anvertrauten Kinder eng zusammenarbeiten. Ich bin

überzeugt, dass überall, wo komplexe Prozesse wie die Erziehung ablaufen, nur die engste fächerübergreifende Kooperation und der ständige Versuch, berufsübergreifende Zusammenhänge zu sehen, zum Erfolg führen. Im Falle der Heimerziehung betrifft dies sicher in erster Linie Erzieher und Lehrer, dann das andere Fachpersonal, die Versorger, die Eltern und das Kind. Der Heimerziehung steht hier eine Chance offen, die genutzt werden muss: Einerseits erlauben die in der Regel kleinen Klassen der Heimschule dem Lehrer eine intensive Beschäftigung mit den Schülern, anderseits hat er die andern am Erziehungsprozess massgeblich Beteiligten in unmittelbarer Nähe und kann sich auf kompetente Gesprächspartner abstützen. Dass die Zusammenarbeit zwischen Heimschule und Heimerziehung ausserhalb des Unterrichts nicht immer einfach ist, brauche ich nicht weiter zu erläutern; dass sie für die Entwicklung des Kindes, für das heiminterne Arbeitsklima und somit auch für die Beteiligten von grosser Bedeutung ist, dürfte unbestritten sein. Als Mensch mit einem gewissen Hang zum Optimismus unterstelle ich, dass die Kooperation im allgemeinen funktioniert, und zwar recht gut. Organisatorische Massnahmen der Heimleitungen und ihr Führungskonzept erlauben es, allfällige Schwachstellen in den Entscheidungsprozessen zum Beispiel rund um die Erarbeitung der Fortschrittsberichte über die einzelnen Kinder, der Partizipation der Heimlehrer am ausserschulischen Leben im Heim und an der Festlegung der Erziehungspläne, zu beheben. Kontakte zwischen den zuständigen Amtsstellen können den an der Front Tätigen vielleicht noch vermehrt Hilfeleistungen erbringen. Erziehung ist nun einmal ein unteilbarer Prozess, und wenn die Geschichte sie auf verschiedene Ämter verteilt hat, müssen einfach entsprechend dicke rote Fäden gezogen werden.

Zusammenfassung

Der ursprünglich, vor allem in den unteren Bevölkerungsschichten, von den Eltern allein getragene Erziehungsprozess fällt heute in den Kompetenzbereich einer zunehmenden Zahl von Spezialisten. Als zentrale Bezugsperson des Kindes und Umsetzer vorhandenen Fachwissens arbeiten in der Normalfamilie die Eltern, im Heim die Erzieher. Soll die Pädagogik nicht, wie es bei vielen Wissenschaften langsam der Fall zu sein scheint, in eine Unzahl von Teilgebieten zerfallen, deren keines für sich allein den Erziehungsprozess bestreiten, ja nicht einmal für seine Gestaltung relevante Aussagen machen kann, muss ein integrativ wirkender horizontaler Überbau vorhanden sein oder geschaffen werden, der es erlaubt, auf Grund natürlicher Instinkte (Normalfamilie) oder solider Fachkenntnisse (Erzieher) für jedes Kind ein Erziehungskonzept zu erstellen, wobei mit den vorhandenen, für spezifische Gebiete zuständigen Personen gerade in der Heimerziehung interdisziplinär gearbeitet wird, während in der Normalfamilie einer solchen Zusammenarbeit viele, wenn auch nicht unüberwindliche Hindernisse im Weg stehen.

Auf der dem Erziehungsheim übergeordneten Ebene gilt dasselbe. Jugendhilfe kann wirksam nur betrieben werden, wenn alle an ihrer Durchführung

Beteiligten eng zusammenarbeiten. Dass sie sich dabei auf wissenschaftliche Erkenntnisse abstützen müssen, versteht sich von selbst, ist aber nur realisierbar, wenn sich die theorieliefernde Akademie nicht von einem kleinen Kreis Eingeweihter als heilige Kuh verehren lässt, sondern herabsteigt in die Niederungen der Praxis, deren Träger ernst genommen und in einer Sprache angeredet werden wollen, die sie als verständlich und nicht als Affront erleben dürfen.

Zurück zum Beispiel der Medizin: Nachdem das Spezialistentum, dessen grosse Leistungen keinesfalls verleugnet werden sollen, von dem wir alle profitieren, jahrzehntelang ausgebaut worden war und drohte, das komplexe System des menschlichen Körpers und seiner Psyche aus den Augen zu verlieren, erwächst dem Beruf des Allgemeinpraktikers heute wieder zunehmende Bedeutung. Möge diese Entwicklung auch für den Bereich der Pädagogik wegweisend sein.

Verehrte Heimlehrerinnen und Heimlehrer, seien Sie mir nicht böse, wenn ich in meinen Ausführungen der Rolle des Sozialpädagogen eine so grosse Bedeutung zugemessen habe. Ich will Sie beileibe nicht marginalisieren! Jeder Lehrer weiss aber, dass seine noch so gute pädagogische Arbeit weniger Erfolg hat, wenn sie von den Eltern oder eben den Heimerziehern nicht mitgetragen wird. Die Schule unterstützt die Erzieher bei der Erziehung ihrer Schützlinge, sie kann ihnen die Erziehung aber nicht abnehmen. Dasselbe gilt für alle Vertreter der Strategien zweiten und dritten Grades. Kastendenken, überkommene akademische Würden und Salärunterschiede dürfen der engen und offenen Zusammenarbeit aller zum Wohl der anvertrauten Kinder, die ja dereinst unseren Staat mittragen helfen müssen, nicht im Wege stehen. Sonst verliert das Erziehungsheim, verlieren die am Erziehungsprozess Beteiligten ihre Daseinsberechtigung.

---

* Vortrag, gehalten an der Heimlehrertagung des Schulamtes der Stadt Zürich am 18. 1. 1982